

Herausforderung Schöpfungsverantwortung – warum?

Sehr geehrte Frau Schütz, sehr geehrter Herr Widmann, sehr geehrte Damen und Herren,

die „Herausforderung Schöpfungsverantwortung“ hat, Sie lesen es in anderer Wortwahl fast täglich in den Zeitungen, regional und global aus traurigem Anlass an Brisanz gewonnen; neu ist sie aber nicht. Deshalb blicken wir zunächst zurück in das Jahr 1799 und nach Südamerika.

Der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt und sein Begleiter Bonpland gehen in Venezuela an Land – und vom ersten Schritt an sind die beiden fasziniert von der einzigartigen tropischen Pflanzen- und Tierwelt. „Wie die Narren laufen wir umher“ schreibt Alexander von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm und Bonpland gesteht, er werde „von Sinnen kommen, wenn die Wunder nicht bald aufhören“. Nun, diese Wunder sollten nicht bald aufhören. Auf ihren Exkursionen ins Landesinnere erleben die beiden endlose Urwälder, unberührte Flusssysteme und weite Gebirgszüge mit tiefen Schluchten und schneebedeckten Vulkanen. Und sie treffen dabei auf eine unglaublich reiche und noch weitgehend unerforschte Pflanzen- und Tierwelt.

Aber sie erleben auch ganz Anderes. In zahlreichen Briefen berichtet von Humboldt eben auch von großflächig abgeholzten Urwäldern, von verwüsteten Landstrichen, von versiegten Quellen und von Erosionen riesigen Ausmaßes – wohlgemerkt im Jahr 1799! „Ohne Importe aus anderen Kolonien“, so meint von Humboldt zu den damals schon bestehenden Monokulturen auf Kuba, „verhungert die Insel“ und er setzt hinzu, das sei die ideale Voraussetzung für Abhängigkeit und Ungerechtigkeit.

Monokulturen riesigen Ausmaßes als Voraussetzung für Hunger, für Abhängigkeit und Ungerechtigkeit der angestammten Bevölkerung – das kommt uns doch sehr modern vor!

Verursacher für dies alles waren zu Humboldts Zeiten die spanischen, also christlichen Invasoren, die vom ersten Tag der gewaltsamen Landnahme an das Land rücksichtslos ausbeuteten, die indigenen Völker erbarmungslos unterdrückten und die aus Afrika gewaltsam importierten Menschen brutal versklavten.

Humboldts Beschreibungen der tropischen „Wunderwelt“ wurden in Europa zu seiner Zeit Bestseller, seine Kritik am Verhalten der Kolonialmacht einschließlich der Sklavenhaltung wurde dagegen kaum zu Kenntnis genommen. Etwa 150 Jahre zuvor hatte bereits der Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas, der Vater der Indios, wie man ihn aus gutem Grund nannte, sich bei Karl V. vehement und ebenso erfolglos für eine Schonung der indigenen Bevölkerung Südamerikas eingesetzt (man lese dazu die bewegende Erzählung von Reinhold Schneider, einem der großen katholischen Schriftsteller der Nachkriegszeit).

Der Mönch Las Casas und der Humanist Humboldt waren mit ihrer Kritik in ihrer Zeit Einzelfälle – und ein Denken auch nur im Ansatz im Sinne der 2015 erschienenen Enzyklika „Laudato si“ war nirgendwo zu erkennen, weder bei den Herrschenden noch, von wenigen Einzelfällen abgesehen, in kirchlichen Kreisen.

Und die Enzyklika „Laudato si“, so schreibt Professor Markus Vogt von der Katholisch-Theologischen Fakultät der LMU München, ließ lange auf sich warten, auch wenn seit der Mitte des letzten Jahrhunderts einige Päpste und Bischöfe immer wieder, teils in drastischen Worten vor den Folgen unseres Verhaltens gewarnt hatten. Nun aber ist sie da die Enzyklika mit ihrer (Zitat Vogt) „radikalen Kritik der gegenwärtigen Lebens- und Wirtschaftsstile“ und ihrer Forderung besonders an die reichen Nationen, aber auch an jeden Einzelnen von uns nach „Ökologischer Umkehr“. Sie ist da als ein (Zitat Vogt) „Meilenstein in der katholischen Soziallehre“ und, ich möchte hinzufügen, als ein Meilenstein einer neuen kirchlichen Wahrnehmung der Schöpfung.

Aber sollte ich nicht über ganz Anderes sprechen? Es steht mir schließlich nicht zu, auch wenn ich mich hinter Zitaten Kundiger verschanze, oberlehrerhaft die Enzyklika zu benoten. Ich sollte auch nicht über Historisches wie die Auswirkungen der Kolonialzeit auf Mensch und Umwelt reden, ebenso wenig über den hinreichend bekannten Schwund tropischer Urwälder, auch nicht über schmelzendes Eis an den Polkappen und über ökologisch verarmte, weil gnadenlos überfischte

Ozeane und auch nicht über das weltweite Aussterben vieler Arten. Nein, ich habe es nicht vergessen, ich sollte vor allem sprechen über Problemfelder „vor unserer Haustüre“ nämlich über

- den auch in unserer Region sich bereits abzeichnenden **Klimawandel**
- den **Flächenverbrauch**
- und das **Artensterben**.

Problemfelder „vor unserer Haustüre“? Es geht uns doch gut! Es ist Frühling: es wird wieder wie eh und jeh um uns grün, die Bäume schlagen aus, die Blumen blühen und die Bienen summen, die Vögel zwitschern und in den Bergen locken noch immer die Skipisten mit reichlich Schnee. Wir haben ausgiebig geduscht, mit glasklarem reinem Trinkwasser, und wir hatten ein köstliches Frühstück mit allem, was das Herz begehrt. Und in der Tat, selten ging es breiten Teilen unserer Bevölkerung so gut wie heute.

Und trotzdem beschleicht uns ein ungutes Gefühl. Sonst wären wir ja heute nicht hier. Einmal wissen wir sehr wohl, dass es anderswo auf der Welt ganz anders ist. Wir wissen um den Klimawandel, der auch unsere Region betrifft. Wir sehen, wenn wir nur offenen Auges unsere nächste Umgebung wahrnehmen, wie selbst die bislang „freie“ Landschaft in geradezu atemberaubender Geschwindigkeit immer mehr schwindet und spätestens seit Berichten in allen möglichen Medien zum Insektensterben ist uns bewusst, dass es mit unserer „Natur“ wohl nicht zum Besten steht.

Zu all diesen Fragen bin ich kein Experte. Deshalb werde ich mich bezüglich der Daten nur auf wissenschaftlich abgesichertes Material oder auf Aussagen von Experten beschränken. Ich werde allerdings auch persönliche Erlebnisse einfließen lassen

– und mit einem solchen Erlebnis zum Thema **Klimawandel** will ich beginnen, mit dem Besuch des Rhonegletschers im September 2015: Von der Passstraße führt ein Weg zu dem hinter einem Bergvorsprung liegenden und daher zunächst nicht sichtbaren Gletscher. Der Weg ist gesäumt von glatt geschliffenen Felsen, die offensichtlich vor kurzem, worauf die fehlende Patina hinweist, noch eisbedeckt waren. Der Gletscherrand, weit von der Straße entfernt, ist mit riesigen Planen zum Sonnenschutz abgedeckt und bietet damit ein groteskes Bild, das wir zumindest von Fernsehbildern vom Zugspitzplateau kennen. Nicht einmal ein Jahrhundert zuvor hatte meine Großmutter als junges Mädchen beim Besuch des Rhonegletschers eine Ansichtskarte gekauft. Auf diesem Foto, ich besitze es noch, reicht das Eis bis zur Straße und erstreckt sich über einen damals nicht sichtbaren Felsabsturz bis weit hinunter ins Tal. Geblieben ist also von dem einst riesigen Gletscher nur ein kleiner Rest und erfolgt ist der Schwund des Eises in der Zeitspanne von nicht einmal zwei Generationen.

Diese direkte Konfrontation mit den Zeichen des beginnenden (!) Klimawandels und die geradezu erlebbare Geschwindigkeit, mit der dieser Wandel stattfindet, macht betroffen, zumal wir um die gravierenden Folgen für die Menschheit und das gegenwärtige Bild der Erde wissen. Und die weltweiten und die bundesrepublikanischen Konsequenzen? Fakt ist – und nur das zählt in der naturwissenschaftlichen, d. h. hier physikalischen Welt: Der CO²-Gehalt steigt und steigt, er steigt weiter, unbeeindruckt von wohlfeilen Reden politisch Verantwortlicher, unbeeinflusst von internationalen Abmachungen, weil deren konsequente Umsetzung nach wie vor aussteht. Dabei führt uns der Klimawandel als Musterbeispiel vor, dass die Erde ein Haus ist („ein Haus“ – denken Sie an die Enzyklika). Wo immer das CO² freigesetzt wird, es verteilt sich sehr schnell in der Atmosphäre über die ganze Erde und die Folgen treffen alle, Verursacher und „Unschuldige“, Reiche und Arme oder viel richtiger Reiche und wieder einmal besonders die Armen. Die Folgen, die gravierenden Folgen für die Erde, für die Schöpfung und für die kommenden Generationen sind bekannt. Und wie verhalten wir uns? Wir sind umweltbewusst – und zum Kauf unserer Frühstücksbrötchen fahren wir mit geländegängigen Karossen vor – und Jahr für Jahr steigt allein schon der von unserem Verkehr produzierte CO²-Gehalt weiter und weiter. Und der schamlose Zynismus, mit dem die Götzen unserer Zeit beworben werden, stößt nicht einmal auf empörten Widerstand. Sie werden es

auch nicht vergessen haben, welche Regierung maßgebend dazu beigetragen hat, dass die von der EU beabsichtigten strengeren Abgasnormen für den Verkehr gekippt wurden.

Themenwechsel zum **Flächenverbrauch**, und zunächst wieder ein persönliches Erlebnis:

Vor 30 Jahren zogen wir, meine Frau und ich, in einen südlichen Stadtteil Augsburgs nahe der Stadtgrenze. Nicht weit von unserem Wohnsitz entfernt lagen Felder. Sie gingen von der Niederterrasse mit ihrem kargen, steinreichen Boden allmählich in die Hochterrasse mit ihrem metertiefen Lössboden über. Hier hatten bereits die ersten Bauern Mitteleuropas in der Jungsteinzeit vor etwa 7000 Jahren ihre kleinen Gehöfte. Jetzt, bis weit über die Zeit unseres Zuzugs, wogten hier im Sommer Getreidefelder, wuchsen auf dem überaus fruchtbaren Boden Weizen, Rüben, Kartoffeln und Raps. Auch die Felder der Niederterrasse wurden bestellt. Hier gab es noch seltene Ackerkräuter, den Ackerrittersporn, den Frauenspiegel oder den Ackergauchheil. Ausgewiesen war der Landstrich als Frischluftkorridor für die angrenzende Großstadt.

Doch bald wurde das Land neu vermessen und zum Gewerbegebiet entwickelt, zu einem Gewerbegebiet, wie sie es alle kennen. Wo vor kurzem noch Korn wogte, wo Rebhühner und Feldhasen lebten, von wo frische Luft in die Stadt kam, erstrecken sich jetzt Flachbauten, nur Flachbauten, ebenerdige Parkplätzen, nur ebenerdige Parkplätze, Verkehrskreisel neben Verkehrskreisel. Nun gut, wir alle wissen, dass Städte sich entwickeln, d.h. dass sie auch wachsen müssen. Muss dies aber mit dieser immer gleichen Gestaltung geschehen, mit einer Gestaltung, die jedem schonenden, d. h. sparsamen Umgang mit der Ressource „Grund und Boden“ Hohn spricht? Und wie ist es draußen, draußen auf dem Land? Dazu wieder ein persönliche Erlebnis: Mitten auf dem Lechfeld, mitten in der Feldflur, weitab von jeder Siedlung, entdeckte ich vor Jahren ein grotesk anmutendes Schild: „Gewerbegebiet günstig zu verkaufen“. Kopfschüttelnd mache ich ein Foto und denke, da hat wohl jemand Wunschträume. Heute, wenige Jahre später, liegen hier die riesigen Logistikzentren von Amazon, BMW und weiteren Konzernen und das Gebiet „auf der grünen Wiese“ entwickelt sich weiter und weiter, es frisst sich in die Flur mit Flachbauten und ebenerdigen Parkplätzen. Und weil ein Bahnanschluss für den Transport der weitab gelagerten Güter fehlt, wird eine zweite Autobahn für dringend notwendig erachtet, durch die Felder, durch die letzten Auenreste des Lechs.

Der bayernweite Flächenverbrauch ist für jedermann im Internet nachzulesen, akribisch genau aufgelistet vom Bayerischen Landesamt für Umwelt. Demnach verschwinden jeden Tag in Bayern 13 Hektar unter Asphalt und Beton. Das entspricht 18 Fußballfeldern. Seit 2000 wurde eine Fläche so groß wie die Städte München, Nürnberg, Augsburg, Regensburg und Fürth zusammen überbaut, und dies überwiegend in der gerade geschilderten Art und Weise.

Versiegelte Flächen bedeuten, jeder weiß das, eine Reduzierung landwirtschaftlicher Nutzflächen, weniger Lebensräume für Tiere und Pflanzen, Gefahr der Überschwemmungen, und wen das alles nicht kümmert, der sollte zumindest bedenken, dass wir mit diesem Wirtschaften zukünftigen Generationen das wertvollste, was wir ihr weiterzugeben haben, rauben, nämlich unseren Grund und Boden.

Und noch einmal ein Themenwechsel – wir kommen zum **Artenschwund**, der viel unbemerkter verläuft als der Klimawandel und der Flächenverbrauch. Deshalb will ich auf ihn etwas näher eingehen.

Aber zunächst dazu wieder etwas „Persönliches“: In der Osterzeit war es in unserer Familie, ich stamme aus einem Forsthaus, üblich, nach Brachvögeln Ausschau zu halten, ein Familienbrauch, den ich auch später beibehalten habe. Noch immer höre ich jetzt, um diese Jahreszeit, den melodischen Ruf dieser Vögel und noch immer sehe ich ihren eleganten Balzflug, aber ich höre und sehe sie nur noch „virtuell“, d. h. ich erlebe sie nur noch in der Erinnerung. Denn heute, nicht einmal nach der Zeitspanne eines Menschenlebens, kehrt an keinen der von uns immer wieder aufgesuchten Balz- und Brutplätze noch ein Brachvogel zurück. Ihr Ruf ist verstummt in den neu entstanden Maisfeldern, in den neuen Kiesgruben und Straßen – und kaum jemand scheint den Ruf der Brachvögel zu vermissen.

Dabei leben wir in einer sehr artenreichen Gegend. Von den circa 100.000 in Deutschland lebenden Pflanzen- und Tierarten gibt es 80.000 in Bayern. Nicht wenige unserer Landschaften, unsere Moore und Heiden, die Reste unserer Flussauen und unsere alpine Region, zählen zu den „Hotspots“, also zu den Zentren der Artenvielfalt in Mitteleuropa. Und wir haben nicht nur viele, sondern für ganz Europa bedeutende Arten.

Unsere Natur ist, auf den ersten Blick, gut umsorgt: Wir haben ein für den Naturschutz zuständiges Ministerium, das Umweltministerium, ein Landesamt für Umwelt sowie Höhere und Untere Naturschutzbehörden. Seit etwas über 100 Jahren gibt es in Bayern Naturschutzverbände und -vereine, also einen ehrenamtlich tätigen Naturschutz. Und vor allem haben wir eine Naturschutzgesetzgebung, die wohl erstmals, allerdings, wenn ich es richtig sehe, bislang ohne jegliche juristische Konsequenz, den Pflanzen und Tieren einen Eigenwert zugesteht. Wir haben zudem zwei Nationalparks und zahlreiche Schutzgebiete unterschiedlicher Kategorien – und wir haben seit 2009 eine, wie ich meine, hervorragende Biodiversitätsstrategie (also eine Strategie zum Schutz der biologischen Vielfalt).

Und wie steht es mit der hier lebenden Pflanzen- und Tierwelt oder – fast schon eine Art Gretchenfrage – wie steht es mit dem gerade erwähnten Eigenwert von Pflanzen und Tieren?

Wir haben hier, in Bayern, in Schwaben, einen Artenschwund, wie es ihn seit Bestehen der Menschheit noch nicht gab. Gleich in der Einleitung der erwähnten Bayerischen Biodiversitätsstrategie ist nach einem Hinweis auf die desolate weltweite Situation des Artenschutzes zu lesen: „Der Verlust von biologischer Vielfalt macht auch vor Bayern nicht halt. In den aktuellen bayerischen Roten Listen sind 6.480 der bewerteten heimischen Tierarten als ausgestorben, verschollen oder bedroht erfasst. Über die Hälfte der Gefäßpflanzen ist inzwischen Bestandteil der Roten Liste.“

Selbst dazu höre ich die immer gleichen Stimmen: Bleiben wir doch bitte auf dem Boden! Ist es denn wirklich so dramatisch, um unsere Umwelt bestellt? Hat sich das Waldsterben, das gewisse Kreise in den 1980er Jahren so bewegte, nicht im wahrsten Sinne des Wortes in Luft aufgelöst? Ja, ist denn wirklich unser Frühling stumm geworden, so wie es 1962 die Biologin Rachel Carson in ihrem berühmten Buch „Der stumme Frühling“ prophezeit hatte? Und ist denn wirklich irgendein seltener Schmetterling, den ohnehin nur wenige Experten kennen, für unser Wohlergehen von irgendeiner Bedeutung? Schließlich wissen wir doch, dass Arten aussterben, solange es auf der Welt Arten gibt. Und ist nicht nach den fünf Massenaussterben, die die Welt innerhalb Jahrmillionen erlebt hat, nicht jedes Mal das Leben auf der Erde neu erblüht, mit neuen Arten, zuletzt vor 66 Mio. Jahren, als die Welt der Saurier zusammenbrach und damit auch die Lebensgrundlagen für uns, den Menschen, entstand?

Faktum ist – und hier ist sich die Forschung verschiedenster Disziplinen einig: Wir erleben derzeit das 6. Massenaussterben auf der Erde. Nach Edward O. Wilson, einem der großen Evolutionsbiologen unserer Zeit, verschwinden zurzeit weltweit bis zu 30.000 Arten pro Jahr. In den meisten Zeiten der Erdgeschichte lag dagegen das normale „Hintergrund-Aussterben“ bei zwei bis drei Arten pro Jahr; heute liegt es also um den Faktor Tausende höher. Und Ursache dafür ist nicht eine Naturkatastrophe ungeheuren Ausmaßes. Ursache ist diesmal – und das ist seit Bestehen irdischen Lebens einzigartig – eine Art, der Homo sapiens, der Mensch. Dazu ein Zitat von einem Naturwissenschaftler, dem Schmetterlingsexperten der Zoologischen Staatssammlung München, Dr. Andreas Segerer (Anm.: die Zoologische Staatssammlung München zählt zu den zehn bedeutendsten Zoologischen Sammlungen der Welt): „Die Erde steht am Rand einer ökologischen Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes. ... Längst ist es wissenschaftlich belegt, dass das sechste große Massenaussterben der letzten 550 Millionen Jahre in Gang ist - diesmal nicht ausgelöst durch einen Killerasteroiden, sondern durch menschliche Aktivitäten.“

Aber ja, wir wissen um den Schwund tropischer Urwälder, über die Gefährdung von Pandabär, Tiger und Nashorn. Aber ein Massensterben bei uns?

Antwort darauf gibt das Bayerische Landesamt für Umwelt. Es führt gleichsam Haben- und Sollbilanzen der bayerischen Natur, und in den Sollbilanzen, den sogenannten „Roten Listen“ wird akribisch genau, d.h. nach eingehenden Untersuchungen und nach Expertenwissen „Buch geführt“. Demnach sind **mehr als die Hälfte aller Pflanzen und Tiere Bayerns Rote-Liste-Arten, d. h. mehr als die Hälfte aller hier lebenden Arten ist in ihrem Fortbestand gefährdet**. Allein von den 169 heimischen Tagfalter-Arten können nur 29 Arten als ungefährdet gelten. Da schrillen doch die Alarmglocken! Oder: Da müssten doch die Alarmglocken schrillen. Bedrückend ist zudem der anhaltend negative „Bestandstrend“, der sich in geradezu atemberaubender Geschwindigkeit vollzieht. So zählten die Forscher vom bereits erwähnten Großen Brachvogel im Jahr 1980 noch rund 1.000 Brutpaare - das war schon ein gewaltiger Verlust - in der jüngsten Roten Liste der Brutvögel Bayerns aus dem Jahr 2016 findet sich nicht einmal mehr die Hälfte davon. Innerhalb von nicht einmal 40 Jahren also der Absturz auf die Hälfte! Ein weiteres Beispiel: „In ungeheuren Zügen“, so schrieb im 19. Jahrhundert Gottlieb Tobias Wilhelm, ein evangelischer Pfarrer in Augsburg, zog die Nase, ein Fisch der Donau und ihrer alpinen Zuflüsse, alljährlich im Frühjahr von der Donau zu ihren Laichplätzen im Lech. Heute, nach der gnadenlosen Verbauung des Lechs, leben hier nur noch wenige kleine und überalterte Populationen dieses einstigen Massentieres im Lech – und wenn kein Wunder geschieht, stirbt die Nase im Lech, und nicht nur hier aus.

Es war in meiner Jugendzeit unvorstellbar, dass die Feldlerche – damals noch allgegenwärtig – heute über vielen Fluren verstummt. Sie gilt heute wie die Rauchschnalbe, der Igel oder das Rebhuhn als „Rote-Liste-Art“, d.h. alle diese Arten sind, gestern noch massenhaft vorkommend, heute in ihrem Fortbestand gefährdet. Ich könnte, ja ich müsste jetzt weitere Beispiele aufführen, z. B. den Schwund der Wiesen-Glockenblume, der Trollblume, der Enzian-Arten und, und, und – alles Arten, die die Generation vor uns noch überall in den Fluren antraf.

Auf einem Symposium der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit dem Titel „Insektensterben – Der Stumme Frühling?“ im März dieses Jahres berichtete der Biologe Professor Josef Reichholf aus seiner Heimat am Inn, dass seit den 1970er Jahren die Häufigkeit der nachtaktiven Schmetterlinge in südostbayerischer Flur um 80 % abnahm. Für Kleininsekten betrug der Rückgang sogar über 95 % und ganz ähnlich verlief nach seinen Erhebungen der Niedergang der Vögel in den Fluren. Seit über 30 Jahren belegen wir im Naturwissenschaftlichen Verein für Schwaben an Einzelbeispielen den Rückgang der Arten. Und im Jahr 2017 haben wir anhand hieb- und stichfester Daten Bilanz für Schwaben gezogen – und diese Bilanz ist erschreckend.

„Wesentliche Ursache für den Rückgang heimischer Tier- und Pflanzenarten“, so ist in der Bayerischen Biodiversitätsstrategie zu lesen, „ist die Verarmung und der Verlust der Lebensräume und deren Flächenzersplitterung“. Der Wandel von einer bäuerlich geprägten Kulturlandschaft zu einer von Agrarindustrie geprägten Landschaft schädigt nicht nur unsere Flora und Fauna massiv, sondern macht auch den Bauernstand, dem wir unsere Kulturlandschaft ja zum größten Teil verdanken, zum großen Verlierer. Folgerichtig hat auf dem bereits erwähnten Symposium der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im März dieses Jahres Frau Professorin Beate Jessel, Präsidentin des Bundesamtes für Naturschutz, einen Systemwechsel in der Agrarpolitik gefordert, einen Systemwechsel, der nicht nur den Mitgeschöpfen, sondern auch unseren Bauern wieder Freiräume, „Luft zum Atmen“, gibt. Ich denke, das wird ein Punkt unserer Podiumsdiskussion sein. Dabei macht der Artenschwund selbst vor unseren Naturschutzgebieten nicht halt. Nach Untersuchungen des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben zur Bestandsentwicklung der Tagfalter und Heuschrecken im Naturschutz- Gebiet „Stadtwald Augsburg“, einem der wichtigsten und reichsten Naturschutzgebiete Bayerns, sind in den letzten Jahrzehnten 23 Tagfalterarten, das ist etwa 1/3 des Bestandes, und 11 Heuschreckenarten, das ist etwa 1/4 des Bestandes ausgestorben; darunter sind Arten, die hier ihr letztes Vorkommen in Bayern hatten. Der Hauptgrund dafür ist: Unsere Naturschutzgebiete, meist nur kleine Inseln in der Landschaft, erfüllen allein schon aufgrund ihrer begrenzten Größe bestenfalls die Funktion einer Arche Noah. Und auf einer Arche Noah kann man eben auf Dauer nicht überleben.

Endlich hat das Thema die Medien erreicht. Am Frühlingsanfang berichtet z. B. die Süddeutsche Zeitung vom Aussterben des Nördlichen Breitmaulnashorns im Sudan und ebenso von dem seit

Jahren anhaltenden Bestandrückgang des Feldhasen. Am gleichen Tag berichtet die Augsburg Allgemeine auch vom endgültigen Aussterben der Nashornunterart und ebenso, dass der Spatz in Bayern immer seltener wird.

Und selbst unter diesen Umständen sind nicht einmal wertvollste, weil unersetzbare Lebensräume hochbedrohter Pflanzen- und Tierarten in Bayern sicher, und das in einem Land, das zu den reichsten der Welt zählt. Ich nenne nur drei Beispiele aus allerjüngster Zeit: Die Aufkündigung des Alpenplans als bayernweit geschlossenen und über Jahrzehnte respektierten Gesellschaftsvertrags für die Zukunft der Alpen als Naturraum durch die Bayerische Staatsregierung im Jahr 2017 (Memento: Riedberger Horn), die unglaubliche, auch juristisch unglaubliche Geschichte „Eisenbreche“ im Allgäu und die Auseinandersetzung, und gerade auch die Art der Auseinandersetzung, um einen 3. Nationalpark. Und schließlich die von Deutschland forcierte weitere Zulassung des Totalherbizids Glyphosat, eine Zulassung, die aus gutem Grund in der EU auf der Kippe stand und deren Zurücknahme sicher kommen wird, aber eben wie einst bei DDT und Atrazin für viele, viele Arten zu spät, d.h. erst dann, wenn nicht reparierbare ökologische Schäden angerichtet sind.

Gescheitert ist die Zielsetzung der Bayerischen Biodiversitätsstrategie, den Gefährdungsgrad der Rote-Liste-Arten in 10 Jahren um einen Grad zu verbessern, und das, obwohl das Bayerische Ministerium für Umwelt feststellt: „Die biologische Vielfalt ist von unermesslichem Wert – für jeden von uns“. Aber welchen Stellenwert hat denn, von einzelnen Gruppierungen abgesehen, die biologische Vielfalt bzw. der Artenschwund in der Politik in unserem Land? Erinnern wir uns doch an den letzten Wahlkampf. Da war doch dieses Thema, oder habe ich es überhört?, weitestgehend Fehlanzeige. Und wenn lediglich politisches Kalkül – ich rede von der jüngsten Entscheidung zum Riedberge Horn – politische Einsicht ersetzt, ist noch lange keine Wende in Sicht.

Wie ein „Pfeiler im Strom“ (nach einem Buchtitel des bereits erwähnten Reinhold Schneider) hebt sich dagegen die Enzyklika „Laudato si“ vom Geist des gegenwärtigen Lebens- und Wirtschafts- und Politstils ab. Auch wenn heute gleich im Anschluss dazu noch von Herrn Dr. Schneider differenziert berichtet wird, sei hier ein Ausschnitt aus der Enzyklika zitiert, weil er den neuen Geist und die neue Ethik gegenüber unseren Mitgeschöpfen überaus klar aufzeigt:

„Doch es genügt nicht, an die verschiedenen Arten nur als eventuelle nutzbare „Ressourcen“ zu denken und zu vergessen, dass sie einen Eigenwert besitzen. Jedes Jahr verschwinden Tausende Pflanzen- und Tierarten, die wir nicht mehr kennen können, die unsere Kinder nicht mehr sehen können, verloren für immer. Die weitaus größte Mehrheit stirbt aus Gründen aus, die mit irgendeinem menschlichen Tun zusammenhängen. Unseretwegen können bereits Tausende Arten nicht mehr mit ihrer Existenz Gott verherrlichen, noch uns ihre Botschaft vermitteln. Dazu haben wir kein Recht.“

Ein kurzer Exkurs auf unser seit Jahrtausenden geprägtes Verhältnis zur Natur und dessen Wandel soll deutlich machen, dass dieser Text aus der Enzyklika nicht durch eine nur (Zitat Vogt) „radikale Kritik der gegenwärtigen Lebens- und Wirtschaftsstile“, sondern auch von einem neuen Geist geprägt ist. Wir wollen dabei nicht bis zur Schöpfungsgeschichte zurückgehen und werden es auch wohlweislich den Theologen überlassen, wie die Passage daraus „... machet Euch die Erde untertan“ (1. Mose, Kapitel 1, Vers 28, übersetzt nach Martin Luther) heute zu verstehen ist. Wir werden aber ganz am Schluss darauf eine Antwort geben, freilich als Zitat – und sie werden vielleicht ahnen, woraus dieses Zitat stammt.

Gottlieb Tobias Wilhelm, der bereits erwähnte evangelischer Pfarrer aus Augsburg, bringt am Übergang des 18. zum 19. Jahrhundert ganz im Sinne der biblischen Schöpfungsgeschichte die seit zwei Jahrtausende geltende Stellung des Menschen in der Natur in seiner „Naturgeschichte“ auf den Punkt: „Über alle Geschöpfe, mit denen der Urheber der Natur die Erde bevölkert hat, ragt der Mensch weit empor, und schon seine Gestalt, sein Bau verkündigen in ihm den sichtbaren Herren der Erde und stellen ihn auf die Stufenleiter aller natürlichen Dinge zu oberst“. Und zum Nutzen für

diesen Menschen, für diese Krone der Schöpfung, war die Natur nicht nur nach dem Verständnis der Naturtheologie, sondern nach abendländischem Weltverständnis überhaupt von Anfang an ja geschaffen. Gottlieb Tobias Wilhelm setzt sich in seinen Schriften aber noch ein weiteres, ein völlig neues Ziel, nämlich „für die Schonung so manch unschuldiger Geschöpfe“ zu werben, und dies selbst dann, wenn wie beim Spatz, beim Adler, beim Leopard oder bei Schlangen und Kröten nicht auf den ersten Blick deren Nutzen für die Menschheit erkennbar war. Hier keimte wohl erstmals eine neue, eine fast schon ökologisch anmutende Gedankenwelt, die später, viel später zu einer Bewegung führte, die wir heute „Naturschutz“ nennen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, 1859, publiziert Charles Darwin – ein Paukenschlag sondergleichen – sein Werk „Die Entstehung der Arten“. Mit der nun vorliegenden „Evolutionstheorie“ brach, machen wir uns nichts vor, ein grundlegendes Weltbild zusammen, nämlich vielmehr als das Weltbild von der Natur, sondern eben auch das von der Stellung des Menschen als Krone der Schöpfung. Darwins Theorie und deren Wirkung beschränkt sich nicht auf die biologischen Disziplinen, sondern hat Konsequenzen für die Geistes- und Sozialwissenschaften, für Anthropologie, Philosophie und Theologie – und für eine neue Ethik bezüglich unserer Mitgeschöpfe. Die belebte Natur, so lässt sich die Aussage von Darwins neuer Theorie kurz zusammenfassen, unterliegt einer Evolution, also einer ständigen Entwicklung, und das ausgehend aus einer gemeinsamen Urform des Lebens. Damit hatte die Evolutionstheorie erstmals auch deutlich gemacht: Durch die Abstammung von einer Urform des Lebens ist der Mensch nicht mehr Krönung, sondern Teil der Schöpfung und er ist damit letztendlich, wie der Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker einmal treffend sagte, mit allen Lebewesen geschwisterlich verbunden.

Es kennzeichnet, so meine ich, den Ernst und die Offenheit der Enzyklika „Laudato si“, dass Darwins Evolutionstheorie als maßgebende naturwissenschaftliche Grundlage aufgenommen wurde – und dies nicht hinter verschlossenen Türen wissenschaftlicher und fast schon vertraulich agierender Gremien im Vatikan. Nein, diesmal offen und für jeden nachvollziehbar.

Wohl erstmals seit dem Heiligen Franz von Assisi ist wieder in einem Kirchendokument die Rede von „einer sublimen Geschwisterlichkeit mit der gesamten Schöpfung“.

Möge dies in den Kirchen, und nicht nur dort, feststehendes Gedankengut werden!

Wir schreiben das Jahr 2018: Würden heute, nach über 300 oder 200 Jahren der eingangs erwähnte Dominikanermönch Las Casas oder der Naturforscher Alexander von Humboldt an die Stätten ihres Wirkens in Südamerika zurückkehren, sie wären mit Sicherheit zutiefst enttäuscht. Die Länder, in denen sie wirkten oder forschten, sind heute geprägt von Monokulturen – „die ideale Voraussetzung für Abhängigkeit und Ungerechtigkeit“ wie Humboldt bereits 1799 zu Situation Kubas vermerkt hatte. Und das gentechnisch veränderte Saatgut mit dem dazu passenden Totalgift, das Agrarkonzerne über die ganze Welt verbreiten und damit die angestammten Bauern in die Slums treiben, wird wohl bald von einem in Deutschland ansässigen Konzern hergestellt werden – und die Aktien dieses Konzerns werden steigen und steigen, und die Natur und die angestammte Bevölkerung ganzer Erdteile wird leiden und leiden. Seit Las Casas und Humboldts Zeiten hat sich die Methode und die Technik der Ausbeutung und ökologischen Zerstörung ganzer Erdteile (einschließlich unserer Landes, unserer „Heimat“) geändert, ja sie hat Dimensionen angenommen, die dramatisch sind. Die Ursache dafür ist aber gleichgeblieben: Es ist die Gier, die unseren Planeten zerstört.

Und damit kommen wir zu unserem Thema „Herausforderung Schöpfungsverantwortung – warum?“ zurück: Papst Johannes hat bereits 2003 darauf eine eindeutige Antwort gegeben:

„Es ist bestürzend, eine Globalisierung zu sehen, die die Lebensbedingungen der Armen immer schwieriger macht, die nichts beiträgt, um Hunger, Armut und soziale Ungleichheit zu heilen, und die Umwelt mit Füßen tritt.“ „...und die die Umwelt mit Füßen tritt“: Kein geringerer Denker als der am 14. März dieses Jahres verstorbene Astrophysiker Stephen Hawking sah in den Folgen unseres Umweltverhaltens den „gefährlichsten Moment in der Entwicklung der Menschheit“.

Es wäre fatal, nein, es kann nicht sein, dass Papst Franziskus mit dem Anliegen seiner Enzyklika „Laudato si“ eine Einzelperson bleibt, so wie es Las Casas und von Humboldt zusammen mit vielen anderen leider geblieben sind.

Und was können, sollen, müssen wir tun? Ich müsste jetzt aufführen, was jeder von uns in seinem Bereich dagegen tun kann. Aber das wissen Sie, verehrte Zuhörer, alle: unseren Konsum anpassen, ökologisch gärtnern, Bäume pflanzen, Gartenerde ohne Torf verwenden und, und, und. Dem ehrenamtlichen Naturschutz, der hier aufklärt, sei hier für sein unermüdliches Engagement herzlich gedankt. Aber reicht dies, so wichtig es ist, bei den bestehenden desaströsen Entwicklungen?

Die Erde behüten –

das ist der neue Auftrag der Enzyklika „Laudato si“, der die alte Form „machet euch die Erde untertan“ zeitgemäß deutet. Die Enzyklika richtet sich an alle und ihr Auftrag, man lese ihn vollständig, ist „radikal“ (Zitat Vogt), d. h. er geht an die Wurzel. Und zum Auftrag, die Erde behüten, das sollte uns bewusst sein, zählt eben auch, Widerstand gegen die Zerstörung des Planeten Erde zu leisten, also Sand im Getriebe der Zerstörungsmechanismen zu sein.

14.4.2018

Eberhard Pfeuffer